

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 307.

Dienstag, 8. November

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

34. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die Tage rühten vor wie der Neuschnee auf den Bergen, der Weihnachtstisch Juttas war reich bedeckt mit Geschenken des Vaters, des Großvaters, der Mutter und, sieh da, auch von Herrn Ewerle aus Hamburg in ganz ergebener Verehrung: er schickte ein Schmuckkästchen aus Sandelholz mit reichen Intarsien aus Silber und Elfenbein, eine singalesische Arbeit. Das sah Herrn Ewerle wieder einmal ähnlich: es konnte ein kostbares Geschenk sein, aber Jutta entzückte vor allem das Kunstvolle der Herstellung. Döhler nahm Anstoß an dem Wert der Gabe. Er fand das Geschenk nicht schicklich für ein junges Mädchen. Wer war denn dieser Herr Ewerle, der ein so unerwartetes Interesse an seinem Kinde nahm? Jutta hatte mancherlei von ihm erzählt, mit der Schwärmerie eines jungen Mädchens für den gereiften Mann, dessen Lebensformen und Lebensäußerungen Eindrud auf sie machten. Sie verteidigte ihn lebhaft.

„O nein, Papa“, rief sie, „Prozigkeit liegt ihm fern. Der materielle Wert des Geschenks spricht bei ihm gar nicht mit, bei seinen weiten Handelsbeziehungen kann es ihm auf den Preis keinen Augenblick ankommen. Du verkennt ihn. Er hat mir eine Freude machen wollen und tat es mit gutem Geschma. Diese kleine Kassette ist eine kunstgewerbliche Kostbarkeit, schau nur, was für eine wundervoll feine Arbeit das ist! Ich habe ja immer behauptet, daß wir gerade in bezug auf die Intarsienkunst noch viel vom Orient lernen können.“

Döhler zuckte mit den Achseln. Er war sichtlich schlechter Laune. Aber Jutta war noch nicht am Ende ihrer Lobpreisung über Herrn Ewerle aus Hamburg. „Er hat nicht nur einen sehr, sehr feinen Geschma“, sagte sie, „er hat auch ein gütiges Herz. Weißt du, was Hede Stetten mir schreibt? In die hatte er sich nämlich verliebt, er ist verwandt mit ihr, aber Hede hat einen andern beglückt — und wie hat er sich aus der Affäre gezogen? Papa, daran kannst du sehen, was für eine Natur er ist. Hede hat nichts und ihr Bräutigam auch nicht viel mehr. Und da hat Herr Ewerle ihr einen Scheck über zwanzigtausend Mark geschickt — nun brauchen sie die Hochzeit nicht mehr auf die lange Bank zu schieben. Zeugt das nicht von noblempfinden?“

„Wer so reich ist“, antwortete Döhler mit neuem Schulterzucken, „kann sich auch einmal den Luxus einer zahlbaren Guttat erlauben.“

Nun wurde Jutta unwirlich. „Mit dir ist nicht zu streiten“, rief sie. „Ich verstehe dich nicht. Jedenfalls lasse ich nichts auf Herrn Ewerle kommen. Ich werde ihm auch einen herzlichen Dankbrief schreiben.“

„Aber nicht zu vertraulich“, sagte der Vater. Jutta schaute den Vater groß an. Dann schob auch sie die Schultern hoch und ging auf ihr Zimmer, um noch einmal den Brief Hedes zu lesen.

Sie hatte acht Seiten geschrieben, sieben und eine

halbe Seite handelten nur von dem Onkel Tim in Hamburg und seiner Großmut, von diesem edlen Menschen, der ihr dermaleinst so grenzenlos eilig gewesen und der nun ein wahrhafter Heiliger für sie geworden war. Daran schlossen sich psychologische Bemerkungen über die Geheimnisse des Seelenlebens im allgemeinen und über das des Onkels Tim im besonderen, über Schicksalsfügungen im ganzen Großen und über ihr eigenes kleines Schicksal, das nun durch zwanzigtausend Mark Richtung und Endziel erhalten hatte. Aus dem ganzen Brief klang eine verwunderte Dankbarkeit hervor, bei allem Jubel über ihr Glück auch etwas Fassungsloses: als könne sie den Onkel Tim und die überraschende Auflösung seines Liebesexempels immer noch nicht begreifen. Schließlich sprach sie von ihrem Artur. „Denkst ganz anders über Onkel Tims Wohltätigkeitsausbruch“, schrieb sie. „Es sei rein kaufmännisch gedacht, meint er, ein Abschluß meines Kontos in seinem Geheimbuch. Oder vielleicht noch kein Abschluß, vielleicht kämen bei der ersten Kindtaufe noch mal zwanzigtausend auf mein Saldo. Jutta, das hat er gesagt und wollte sich krank lachen, als ich ein bißchen rot über diese Äußerung wurde. Überhaupt — sein Wesen entwickelt sich immer mehr nach einer derb realistischen Seite. Seit er wieder gesund ist, wird er übermütig — wenn ich mit ihm allein bin, kann ich mich seiner zugreifenden Liebenswürdigkeit kaum erwehren. Ich glaube wahrhaftig, daß meine moralische Knallshotte auf dem Jungfraujoch, die große Schreckwirkung, ein gut Teil zu seiner Lebenserneuerung beigetragen hat. Psychische Heilkraft, was? Er hofft, im Jänner ein paar Tage Urlaub zu erhalten, und will dann auch nach Grindelwald kommen, da wirst du dich wundern. Ich bleibe noch bis Ende der Weihnachtsferien bei den Eltern und fahre von hier aus wahrscheinlich direkt nach Grindelwald, unsre ganze Bande ist Anfang Januar ja schon oben. Eine nette Wohnung in Schöneberg haben wir in Aussicht, drei Zimmer mit Zubehör im vierten Stock, aber mit einem kleinen niedlichen Dachgärtchen, auf der einen Seite will ich Blumen pflanzen, auf der andern eine Gemüsekultur anlegen, Küchengrün und so was, ich denke mir, auch Tomaten könnten da gedeihen, wenn man für Humus sorgt. Humus ist ja wohl der richtige Ausdruck?“ ... Und am Schluß ihres Briefes schrieb Hede: „Wie steht's denn mit Dir? Noch nichts gefunden für das kleine Herz?“

„Ach nein, noch nichts oder noch nicht das Richtige. Sie hatte für den Augenblick auch mehr zu tun, als an sich zu denken. Der Plan, Vater und Mutter wieder zusammenzubringen, dünkte sie keineswegs aussichtslos. Zunächst mußte die Mutter dafür gewonnen werden, die erwartete sie im Januar, da konnte man die ersten Minen legen. Dann kam der Vater an die Reihe. Der war jetzt nicht in Stimmung. Das Geschenk des Herrn Ewerle hatte ihn geärgert. Warum? Es mußte noch

anderes dahinterstecken. Er konnte sich doch unmöglich einbilden, daß das reizende Schmuckkästchen so eine Art Liebeszeichen des Mannes aus Hamburg war — wie das von Faust an Gretchen.

Beinahe schien es so. Nur kombinierte Döhler falsch, wenn auch in verständlicher Logik. Juttas Idee seiner Wiederverheiratung hatte ihn stark erregt: gegen seinen Willen, weil die Vernunft dafür sprach, zum besten Gritties, auch zu eigenem Wohle, zu einem endgültigen Zusammenschluß der Familie auf ererbter Erde. Der Widerborstigkeit des Alten vom Erlenhof konnte die Dreieinigkeit von Grittie, Jutta und ihm nötigenfalls trohen, man war in der Überzahl. Also richtiger Gedankengang Juttas, Sache der Prüfung. Nun traf die Weihnachtsgabe des Herrn Ewerle ein, von dem ihm Jutta schon vorgeschwärmt hatte — er entsann sich, sie hatte ihm sogar einmal gesagt, dieser Großkaufmann verkörpere für sie den Typus, den sich ihre Phantasie von einer Vereinigung aus energischer Tatkraft geschaffenen Reichtums mit Bornehmheit der Gesinnung und menschlichem Fühlen gebildet habe. Schön — die Phantasie eines jungen Mädchens hat ihre besonderen Heroen und Schützlinge und Lieblingsfiguren, die sich von Jahr zu Jahr zu ändern pflegen. Aber da war noch etwas, was Döhler stuhig gemacht hatte. Dieser Herr Ewerle hatte sich zuvörderst in Fräulein von Stetten verschossen, bei alternden Junggesellen ereignet es sich ja zuweilen, daß sie die Knospe der Reife vorzogen, das war keine Neuheit im Leben der Geschlechter. Hede Stetten hatte sich indes schon anderweitig versorgt, und damit hatte Herr Ewerle sich abgefunden, mit nobler Geste, das war nicht zu bestreiten. Hatte er zugleich seine Vorliebe für das Knospende und Unberührte für immer aufgegeben? Oder hatte das Kennenlernen Juttas ihm die Trennung von Hede Stetten erleichtern helfen?

Es war sonst nicht die Art Döhlers, sich unfruchtbar Reflexionen zu überlassen. Aber hier lag es so, daß das wertvolle Geschenk eines doch verhältnismäßig Fremden seinen gesellschaftlichen Ansichten tatsächlich nicht entsprach. Eine im Grunde genommen geringfügige Angelegenheit, über die sich hätte streiten lassen, wenn sie für Döhler nicht zum Ausgangspunkt eines so jäh aufspringenden Gefühls geworden wäre, das er in voller Stärke nur einmal im Leben kennengelernt hatte: als Bürgli in seine Ehe mit Grittie trat. Verwundeter Mannesstolz oder wütende Eifersucht, es kam nicht darauf an, was ihn damals so eigentlich in die überhitzte rasche Entscheidung hineingejagt hatte. Und ähnlich so war es jetzt: gekränktes Vatergefühl und eifersüchtige Liebe für sein Kind brachten dem ruhigen Mann das Blut in Wallung. Was war hinter seinem Rücken vorgegangen? Unwillkürlich verschob er Juttas Bestreben nach seiner Wiederverheiratung auf weitergehende Wünsche Gritties. Es war nicht von der Hand zu weisen, daß sie sich für eine Ehe ihrer Tochter mit dem reichen Hamburger einsetzte; dann war Jutta gut versorgt, und sie selbst konnte an seiner Seite das Tempo ihres Lebens zu ruhigem Abschluß bringen.

Aber nein, so wollte es Döhler nicht. Sein Vaterrecht ließ er nicht beugen, da wurde er hart. Jutta hatte ihm zwar gesagt, sie würde unbedingt bei ihm bleiben. Hatte sie ausdrücklich erklärt. Doch auch das konnte unter dem Einfluß ihrer Mutter, an der sie mit allen Herzensfasern hing, nur eine vorbeugende Redensart sein. Es kam jetzt wirklich so, daß Döhler sich in seine Befürchtungen förmlich verbiß. Jutta dachte gewiß nicht schlecht: sie dachte für Grittie. Die Mutter in Sorgenlosigkeit, das war das erste. Dann konnte sie auch an sich denken. Und da war es nicht unbegreiflich, daß das Leben in einem großen Kaufherrnhause einen ungeheuren Reiz auf sie ausübte. Die Schweizer Luft blieb ihr ja nicht verschlossen. Immer wartete der Erlenhof ihrer, und auch für sie konnten Tage mahllicher Ermüdung kommen — wie bei Grittie.

Döhler war sehr bekümmert. Er sah die Zukunft in verschwimmenden Umrissen vor sich. Aber er wollte die Augen offen halten. —

Grittie hatte Jutta nur mitgeteilt, sie wolle sie nach

Grindelwald abholen. Ein bestimmtes Datum hatte sie nicht genannt, ihre Angaben hingen gewöhnlich in der Luft. Jedenfalls bereitete Jutta alles für die Abreise vor, die Koffer waren gepackt, sie wartete nur auf den Anruf der Mutter.

Der kam denn auch, aber nicht vom Erlenhof, sondern aus Basel. Das war am Abend des vierzehnten Januar, als Jutta mit ihrem Vater beim Essen saß. Sie sprang an das Telephon.

„Bon soir, maman — was machst du denn in Basel?“

„Ich muß noch zu Reuti & Litten, Kind, mir eine neue Pelzjade für Grindelwald besorgen. Aber die alte sind im Erlenhof die Motten gekommen, die haben sich in Großvaters Museum einlogiert. Ich erwarte dich morgen ein Uhr im Hotel Euler — nein, schon um halb eins, dein Zug muß ja gegen zwölf eintreffen. Bringe deine Siebenfachen mit und zieh dich ein bißchen nett an — Herr Ewerle ist auch hier.“

„Ach, Herr Ewerle ist wieder mal im Lande? Kleinflugzeuge oder Perlengeschäfte?“

„Vielleicht beides, vielleicht noch Wichtigeres. Er sprach uns ja schon in Brig davon, daß er um diese Zeit fällig wird.“

„Will er auch mit nach Grindelwald?“

„Weiß ich nicht. Wirst du ja hören. Möglich. Kindchen, ich liebe keine langen Strippengespräche. Grüß deinen Vater und sei morgen pünktlich.“

„Auf die Minute. Adieu, Mama.“

Jutta kehrte lächelnd an den Esstisch zurück und berichtete dem Vater über die kurze Unterhaltung. Er nickte.

„Mister Ewerle aus Hamburg“, sagte er, „ich hörte schon — er ist oft in der Schweiz.“

„Sehr oft, Papa. Er läßt hier Flugzeuge bauen — für Abyssinien oder Siam oder sonst eine entferntere Gegend. Er hat in allen Teilen der Welt seine Hände.“

„Weißt du, Jutta“, fuhr Döhler langsam fort, „ich hätte Lust, dich nach Basel zu begleiten.“

„Ach ja, das wäre reizend!“ rief Jutta, und ihre Gedanken sprangen schon wieder eifertig weiter und suchten nach glücklichen Möglichkeiten.

„Ich habe da sowieso mit unserm Konsul zu sprechen — und außerdem — möchte ich mir bei der Gelegenheit diesen Herrn Ewerle einmal ansehen. Ich bin neugierig auf den Mann.“

Jutta spürte den Stich. „Er wird dir gefallen“, antwortete sie kurz, und nun wurde Ewerle nicht mehr erwähnt. Sie zog sich bald nach der Mahlzeit auf ihr Zimmer zurück, um die letzten Reisevorbereitungen zu treffen, und fand auf ihrem Schreibtisch einen Brief mit Flugpostmarken aus München.

Sie biß die Lippen zusammen, als sie die Handschrift von Sixtus Caplus erkannte.

Er schrieb nur wenige Zeilen.

„Meine herzgeliebte Jutta, in Haft vor dem Abflug — hatte auf Münchener Gericht noch ein paar Erklärungen abzugeben, fliege morgen auf einige Tage nach Wien zurück, bin aber bestimmt am Einundzwanzigsten oder Zweiundzwanzigsten in Grindelwald, hoffe auf günstige Erledigung aller Schwierigkeiten — Dein ewig getreuer Sixtus.“

(Fortsetzung folgt.)

Glikerfäden.

Glikerfäden über Heidestrecken,
Über Moor- und Feldereinerlei,
Und ich streif' sie ab von Halm und Heden,
Und ich denke mir vergnügt dabei:

Eine alte Frau spinnt dieses Linnen,
Und sie spricht und lacht gleich frohem Kind:
Lange Fäden kann ich nicht mehr spinnen,
Nur noch diese, die so flüchtig sind.

Flüchtig, flüchtig, wie dies kurze Leben,
Wie das Glück und wie der Hände Kraft.
Diese will ich gern dem Winde geben.
Meine schwere Arbeit ist geschafft.

Frida Schanz.

Gliühender November.

Von Erich K. Schmidt.

Ein weißer Schmetterling tortelt über die grauen Tafelsteinklippen, hinaus auf das blaue Tyrrenische Meer. Kühn, aber törricht, trunken von der Sonne des gliühenden Novembermittags, segelt er über die Wellen, als wolle er, ohne Ahnung all der Gefahren, die ihn bedrohen, direkt bis zu der heißen Küste Afrikas fliegen, wo die Wunder jenes neuen Erdteils laßen; als hätte er die gleiche Flügelkraft wie jene Wildgänse, die, in strenger Keilform, hoch über ihm, den flimmernden Äther durchstoßen.

Wie einen weißen Punkt sehe ich ihn in der gekräuselten Fläche des Meeres versinken. Gute Fahrt!

Vielfältig steigen die Klippen dieser Bucht aus strudelnden Wellen empor, schwärzlich im Grunde und aschgrau die Spitzen, ein kleines zerklüftetes Gebirge voll pittoresker Formen: dolchscharfe Zähne und weichgerundete Kuppen, Zylinder und Regel, Steintuffen, übereinander geschichtet, kreisförmige Böcher, Buchten und Grotten darin, glatte Plateaus und Tiergestalten. Ein Wigwam ist in die Felsen gemeißelt, voll zierlicher Ornamente, man sieht gleichsam den Rauch aus der Zeltöffnung steigen, Indianergestalten gebüht durch die Ledertür kriechen.

Ich liege, sechundtrüge, auf einer warmen Steinplatte, den Blick in die Tiefe gelenkt, wo die Wellen bei jedem Atemzug des Meeres gegen die Risse spritzen, so daß ein Schleier aus Tropfen schräg über den Abgrund weht. Seit Urzeiten liegt hier ein steinernes Dromedar in den Fluten, wohlausgebildet der geduldige Kopf, mit stumpfer Schnauze und rundem Höckerbug. Es ist, als wäre das Tier, nach langer Wanderung dereinst durch afrikanische Wüsten, über die blaue Weite des Mittelmeeres hinweggeschritten; als hätte es hier für etliche Jahrtausende Raht gemacht. Nun schäumen die Wellen alle Augenblicke kühlend über den gewölbten Rücken, und jeder tiefere Atemzug des Meeres hebt das salzige Raht bis an das geöffnete Maul empor.

Ich bin in diesem Erdenwinkel abgeschlossen vom lauten Getriebe der Welt, die Wellen erfüllen das Ohr mit ihrer rauschenden Musik, die Phantasie umflügelt die reinamen Steingestalten, daß sie atmen und sich lebendig regen, es ist ein graues Klippenreich wie das sagenhafte Thule.

Neben den Klippen zieht sich die Nacht flach in das Land hinein, es schimmert smaragdgrün über weißem Sande, um tintenschwarze Flecken herum, wo der Tang in dichtem Flechtwerk auf dem Meeresgrunde wuchert. Hier hebt sich eine gewaltige Bergkulisse empor, zerschneidet die lichtblaue Flut, den strichglatten Horizont und ragt, mit grauem, metallhartem Amrath, hoch in den wolkenleeren Himmel hinein.

Ein Dampfer kommt lautlos um die Felsenecke, vor Tagesfrist verließ er das gelb-grüne Gestade von Tripolis, er gleitet langsam über den Horizont, man sieht den schwarzroten Leib, die weißen Schornsteine, aus denen Rauchfahnen schwingen, schon fährt er mit halber Kraft dem nahen Hafen entgegen, um abzuwerfen die schwere Last von vielen Menschenschicksalen. Seinen Kurs kreuzen flinke Fischerboote, deren Segel sich weiß aus dem Meeresblau wölben, am Bug hängen die Reusen wie poröse Bienentörbe, der silberne Fang füllt den Bauch der Fahrzeuge, so daß ihre Ränder sich tief bis an die Fluten neigen.

Doch wenn ich mich auf den Rücken lege, mich abwende von dem lebendigen Schauspiel der Meeresbucht, dann sehe ich, hoch über den Strandklippen, einen Felsen emporragen, dessen Spitze ein altes, steingraues Bauwerk trägt. Es ist ein runder Turm, zum Schutze gegen die Sarazenen einst errichtet. Auf den Zinnen standen die braunen Wächter der Insel, um nach den Schiffen auszuschaun; um an den Wimpeln zu erkennen, ob sie Krieg oder Frieden brächten. Indessen strichen viele Jahrhunderte ungerührt über das graue Gemäuer, in langen Sommern prallte die Sonne sengend gegen die Steine, der kurze Winterregen wusch den Mörtel aus seinen Fugen, aber noch immer behielt es die trotzigte Gestalt.

Seit einer beträchtlichen Weile steht unterhalb seines Fundaments eine graubraune Bergziege und blickt zu dem Fremdling hinab, der regungslos auf einer Felsplatte liegt. Sie ist so starr wie das steinerne Dromedar unten in der Meeresbucht, sie vergißt den eigentlichen Zweck ihrer Kletterpartie: farge Halme zwischen den Schrotten zu rupfen. Vielleicht denkt sie, daß ich meinen hellen Strohhut vergessen werde, den sie schon als Beute fixiert. Vielleicht treffen die Reflexe meiner Brille ihre Augen. Vielleicht ist es die allgemeine Neugierde, die ihre Nase zierrt; vielleicht aber auch nur die heiße Sonne dieses Novembertages, die sie so träge macht wie mich.

Besuch um Mitternacht.

Von Anton P. Tschchow.

Es war bereits elf Uhr vorüber. Die Familie des Advokaten Selterski lag schon zu Bett und auch das Dienstmädchen hatte sich zurückgezogen. Nur Herr Oberst befand sich noch im Speisezimmer. Er hatte Besuch. Der Oberst a. D. Peregarin, sein Nachbar in der Sommerfrische, war gegen Abend zu ihm gekommen. Seit geschlagenen fünf Stunden saß er da, wobei er fortwährend erzählte. Es war zum Verzweifeln. Selterski hatte schon alles mögliche versucht, um sich den lästigen Besucher vom Hals zu schaffen; aber nichts wollte fruchten. Der alte Oberst sah noch immer wie angewurzelt und sein Redeschwall nahm kein Ende.

„So ein Schwächer!“, dachte Selterski. „Und meine Andeutungen scheint er absolut nicht zu verstehen. Na, da bleibt wohl nichts übrig, als mit größerem Geschick aufzufahren.“ Und bei der sich zunächst bietenden Atempause wandte er sich an den Obersten:

„Wissen Sie auch, warum ich so gern in der Sommerfrische bin?“

„Run?“

„Wegen des regelmäßigen Lebens, das man hier führen kann. In der Stadt, und dazu noch bei meinem Beruf, ist das ganz unmöglich; aber hier geht es geradezu wunderbar. Zwischen sechs und sieben Uhr stehen wir auf, um ein Uhr ist das Mittagessen, um sieben das Nachtmahl, und gegen zehn Uhr abends liegen wir schon in den Betten. Später als um zehn Uhr gehe ich niemals schlafen, denn sonst wache ich am nächsten Morgen mit Kopfschmerzen auf.“

„Ja, ja“, nickte der Oberst zustimmend. „Die Gewohnheit ist eben alles. Da kannte ich einmal einen Hauptmann namens Kluschkin. Na, ich sage Ihnen, dieser Kluschkin...“

Und Selterski bekam nun die langatmige Geschichte des Hauptmanns Kluschkin zu hören. Es hatte schon halb zwölf Uhr geschlagen und der Zeiger rückte allmählich gegen Mitternacht, aber der Oberst hatte seine Geschichte noch immer nicht beendet. Selterski war bereits einer Ohnmacht nahe.

„Hören Sie“, unterbrach er den Erzählenden, „was würden Sie mir da raten? Ich spüre heftige Halsschmerzen. Ich beginne heute die Unvorsichtigkeit, einen Freund aufzusuchen, dessen Söhnchen an Diphtherie erkrankt ist. Meinen Sie nicht, daß ich mich angesteckt haben könnte?“

„Wäre nicht so ausgeschlossen“, antwortete Peregarin ganz ruhig und machte einen tiefen Zug aus seiner Pfeife.

„Diphtherie ist eine höchst gefährliche Krankheit!“ setzte der Rechtsanwalt fort. „Und zwar nicht nur für den Betroffenen, sondern auch für dessen Umgebung. Hoffentlich geschieht Ihnen nichts, lieber Herr Oberst!“

„Mir?“ lachte Peregarin. „Einem alten Soldaten? Ich hatte in Spitälern zu tun, wo es Ektophus gab, und nichts ist mir passiert; und da sollte ich mich vor einer lumpigen Diphtherie fürchten? Nein, lieber Freund, vor Kinderkrankheiten wie Diphtherie habe ich nicht den geringsten Respekt... Alte Männer sind überhaupt sehr zäh. Da hatte ich in meinem Regiment einen Oberstleutnant, einen naturalisierten Franzosen namens Tresbien...“

Und mit einer beängstigenden Ruhe begann nun Peregarin die Geschichte des Oberstleutnants Tresbien zu erzählen. Von der Wand her tönten gespenstisch zwölf Schläge in die mitternächtliche Ruhe.

„Entschuldigen Sie, Herr Oberst“, jagte da Selterski. „Um wieviel Uhr gehen Sie für gewöhnlich zu Bett?“

„Ich? Manchmal um zwei, nicht selten aber um drei; bin ich aber in angenehmer Gesellschaft, so kann es schon vorkommen, daß ich überhaupt nicht schlafen gehe. Das bin ich gewöhnt. In den Kriegen, die ich mitgemacht habe, geschah es wiederholt, daß ich wochenlang nicht ordentlich zum Schlafen kam. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: Als wir im Kaukasus kämpften...“

„Nichts für ungut, Herr Oberst!“ stöhnte Selterski. „Was aber mich betrifft, so stehe ich, wie schon gesagt, morgens um sieben Uhr auf, muß also noch vor Mitternacht zu Bett gehen.“

„Ohne Zweifel. Das zeitige Aufstehen kann ja der Gesundheit nur förderlich sein. Also wie gesagt... Als wir im Kaukasus kämpften...“

Der Advokat ließ auch diese Geschichte noch über sich ergehen, dann aber griff er zu einem ganz radikalen Mittel. Eine Idee war ihm gekommen. In seinem Schreibtisch lag noch das Manuskript eines Romans, den er als Student geschrieben hatte, und dieses mißratene, langweilige Produkt beschloß er nun, seinem zudringlichen Gaste vorzulesen. Das mußte doch wirken, etwas derartiges war auch das stärkste Nervensystem nicht gewachsen.

„Wäre es Ihnen recht“, wandte er sich an den Obersten, wenn ich Ihnen ein literarisches Werk von mir vorlesen würde? Ich habe es in meiner Jugend geschrieben. Es ist ein Roman in fünf Teilen, mit einem Vorwort und einem Epilog. . . . Möchten Sie zuhören?“

„Mit Vergnügen!“ antwortete der Oberst und legte gemächlich die Beine übereinander. „Für Romane habe ich viel Interesse.“

Der Roman setzte mit einer Naturbeschreibung ein, die sich über etliche fünf Manuskriptseiten hinzog; dann wurde das Schloß geschildert, in welchem der Held des Werkes, Graf Bleski, seinen Wohnsitz hatte.

„Ach ja“, unterbrach der Oberst den Vorlesenden; „in einem solchen Schloß möchte ich schon wohnen. . . . Und wie packend das alles geschildert ist! Bis zum frühen Morgen könnte ich da sitzen und zuhören!“

Um ein Uhr nach Mitternacht war die Beschreibung des Schlosses erledigt und es kam nun der Held in allen seinen Einzelheiten an die Reihe. Kaum aber hatte Selterski mit dessen Schilderung begonnen, als er auch das Manuskript sinken ließ und verzweifelt abbrach: „Rein, lieber Herr Oberst, ich kann wirklich nicht weiter, ich bin schon zu müde!“

„Dann lassen Sie es eben, die übrigen Kapitel kann ich mir ja morgen anhören“, beruhigte ihn der Oberst. „Inzwischen werde ich Ihnen noch erzählen, wie es damals vor Kischynja war. . . .“

Vollkommen zermürbt ließ sich Selterski in den Lehnstuhl zurückfallen und hörte schicksalsergeben zu. Gab es denn wirklich keine Möglichkeit, diesen schrecklichen Menschen loszuwerden. . . .? Halt! Ein leichtes Mittel war ihm eingefallen.

„Entschuldigen Sie, Herr Nachbar“, wandte er sich an den Erzählenden. „Ich muß Sie aber wieder unterbrechen. Könnten Sie mir nicht eine Gefälligkeit tun? Es handelt sich nämlich um folgendes: ich hatte in der letzten Zeit so große Ausgaben, daß ich momentan ganz ohne Bargeld dastehe; zum Ersten aber habe ich wieder eine größere Summe zu erwarten. . . .“

„Was? Es ist schon halb zwei Uhr?“ sprang da der Oberst zu seinem Sitz auf. „Donnerwetter, da habe ich Sie wirklich zu lang mit meiner Anwesenheit belästigt. . . . Sagten Sie übrigens etwas?“

„Ich möchte bei jemand einige hundert Rubel leihen. . . . Wüßten Sie nicht jemand, der sie mir borgen könnte?“

„Leider nein, mein Bester! Ich verkehre ja fast mit niemand. Aber jetzt ist es Zeit, daß wir uns in die Betten verfrachten. . . . Also auf Wiedersehen! Meine herzlichsten Grüße an die gnädige Frau!“

Mit einem hastigen Griff packte der Oberst seine Mütze und wandte sich der Tür zu.

„Sie gehen wirklich schon?“ fragte der Advokat und um seine Mundwinkel zuckte ein triumphierendes Lächeln.

„Aber, Herr Nachbar, es ist ja schon halb zwei. Schauen wir jetzt, daß wir in die Betten kommen. Vorktausend, wer hätte das gedacht, daß es schon so spät ist! Also leben Sie wohl, bester Freund. Um sieben Uhr heißt es ja wieder aufstehen!“

(Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen).

Causub Spatz — mein Freund.

Von H. Schmidt-Ellrich.

Selten frech ist er und selten struppig. Und wenn er bei mir nicht jeweils einen gebetteten Tisch fände, dann würde er überhaupt nicht kommen und mich gar nicht weiter kennen.

Unsere Bekanntschaft datiert seit einem plötzlichen furchterlichen Regenguß. Da drückte er sich in mein offenes Fenster, und weil ich just beim Abendessen war, lud ich ihn ein, mitzuhalten. Er zierte sich nicht lange und pickte tapfer drauf los. Dann flog er davon, ohne ein „Piep“ zum Abschied zu sagen — wie das so Spatenart ist.

Am nächsten Morgen saß er, überraschenderweise, wieder am Fenster, am darauffolgenden auch. Seitdem wiederholt er seinen Besuch regelmäßig, und seit einigen vierzehn Tagen kommt er auch mittags; er muß festgestellt haben, daß es auch zu diesem Zeitpunkt etwas zu essen gibt.

Ich sitze an der Schreibmaschine und bemühe mich, Gedanken zu formen und zu Papier zu bringen. Da macht er energisch „Piep!“

„Ah, schönen guten Tag, Herr Causub! Sie sind etwas zu früh eingetrudelt; wir werden noch zehn Minuten auf unsern Eszen warten müssen.“

Herr Causub sitzt auf seinem Lieblingsplatz, dem Bügel des Schreibmaschinentastens, der auf einem Tischchen in der Ecke des Zimmers steht. Sein „Frack“ ist heute sehr struppig und naß, und auf dem Kopfe stehen ihm die Federn zu Berge. „Sie scheinen sich ja wieder in netter Gesellschaft herum-

getrieben zu haben, Herr Causub; Sie sehen sehr berangiert aus. Wohl schwere Kellerei mit Ihresgleichen gehabt, wie?“

Herr Causub sieht mich gleichmütig an und macht „Piep“ — was wohl heißen soll: „St mir piepe, wie ich aussehe!“ Dann häuft er auf dem Bügel her und hin und macht dreimal „Piep!“ Und diesmal will er damit sagen: „Zum Donnerwetter, wo bleibt denn heute das Essen?“

„Noch fünf Minuten, alter Freund. Machen Sie noch einen kleinen Spazierflug!“

Ich schreibe weiter. Zeile um Zeile. Mache eine Pause und überlege.

„Piep!“

„Nanu, Herr Causub, was machen Sie denn da auf der Schreibmaschinenwalze? Sie werden ja sehr frech!“

„Piep — piep — piep!“

„Ach so, — gewiß. . . . es muß jeden Augenblick. . . .“

Es klopf. Meine Wirtin bringt das Essen. Herr Causub flüchtet ins offene Fenster. Meine Wirtin kann er nicht leiden. Und sie kann ihn nicht leiden; es beruht auf Gegenseitigkeit. Sie nennt ihn „Vogelvieh“ und „Schmierfink“ — weil er mitunter Spuren seiner Anwesenheit hinterläßt, vor allem dann, wenn ich mittags schon mal nicht da bin und er vergebens kommt. Da hat sie ihn einmal überrascht und mit dem Teppichklopper ins bessere Jenseits hinüber befördern wollen. Aber er konnte sich in Sicherheit bringen.

„Da sitzt det Vogelvieh ja schon wieder!“ sagt sie, wenig freundlich.

Das Vogelvieh macht „Piep“. — Dieses Piep klingt gehässig. Na, ich kann es Herrn Causub nicht verdenken, wenn er gehässig ist. Wer mir den Garaus machen will, dem gegenüber bin ich auch gehässig.

Aber sobald sich die Tür geschlossen hat, ist Herr Causub wieder frohgemut und fliegt auf die Tischdecke. Und nun werden seine Augen, wenn sie auch sonst so frech und unbekümmert in die Welt schauen, bittend. Immerhin, völlig kann er seinen Charakter nicht verleugnen: sollte es mir einfallen, einen Bissen zum Munde zu führen, bevor er seinen Krampen hat, läßt er ein entrüstetes Gezwitscher hören.

Herr Causub speist mit gutem Appetit. Ich auch. Nach zehn Minuten ist er satt und empfindet sich. Er zieht noch eine elegante Kurve um die Lampe und verschwindet durchs Fenster. Ich schaue ihm nach, lächle und denke:

„Vieher Herr Causub, kommen Sie morgen mittag wieder! Passen Sie aber auf, daß Ihnen ja nichts passiert! Sie sind zwar nur ein Spatz — und ein dreidiger, struppiger und frecher dazu. Aber Sie bringen doch in mein Zimmer, inmitten dieses Häusermeeres so etwas, das mit Natur zu tun hat. Also, vergessen Sie nicht den Hof und das zweite Fenster von rechts in der dritten Etage!“ —

Welt u. Wissen

Kommt das Ende des Tunnels? Gegenwärtig wird der 1200 Meter lange Eisenbahntunnel zwischen dem Hauptbahnhof Mainz und dem Bahnhof Neutor-Mainz auf eine Strecke von 300 Meter aufgeschliffen. In Zukunft werden dann also die Geleise unter einem 24 Meter tiefen Einschnitt liegen. Diese Arbeiten dürften ein volles Jahr in Anspruch nehmen, es sind nicht weniger als dreihunderttausend Raummeter Boden fortzuschaffen. Früher hatte man geglaubt, ein Einschnitt von mehr als 12 Meter Tiefe würde teurer kommen als ein Tunnel. Aus dieser Anschauung heraus ist eine große Anzahl von Tunnels entstanden, die heute als unnötig gelten. Die Ursache dieses Wandels der Ansichten hat man in der Entstehung großer Baummaschinen zu suchen, deren Leistungsfähigkeit auch die Bewegung solcher riesiger Erdmassen rechtfertigt und preiswert gestaltet. Zwar sind die Kosten erheblich. Aber man hat berechnet, daß die auf offener Strecke liegenden Geleise eine durchschnittliche Lebensdauer von etwa zwanzig Jahren besitzen. Befinden sich die Anlagen jedoch innerhalb eines Tunnels, so ist alle vier Jahre eine Erneuerung erforderlich. Hinzukommt eine Vereinfachung des Signal- und Sicherungswesens. Diese Verbilligung der Streckenunterhaltung ist so beträchtlich, daß man die großen Bodenbewegungen, wie sie jetzt in Mainz stattfinden, dafür in Kauf nimmt.

Wieviel Menschen gibt es auf der Erde? Die erste amtliche Statistik der Zahl der auf der Erde lebenden Menschen bringt das Statistische Jahrbuch des Völkerbundes von 1931/32. Danach beläuft sich die Bevölkerung der Erde, wie in der „Umschau“ mitgeteilt wird, auf 2012,8 Millionen Menschen, von denen 1103 Millionen in Asien, 506 Millionen in Europa, 252 Millionen in Amerika, 142 Millionen in Afrika und 10 Millionen in Australien leben.